

Jacques Courvoisier, *De la Réforme au Protestantisme. Essai d'Écclésiologie Réformée. Théologie Historique 45, Editions Beauchesne, Paris 1977, 209 S., kart.*

Der Titel des Buches von Jacques Courvoisier, Ordinarius für Kirchengeschichte an der Universität Genf von 1939 bis 1969, deutet die Grundthese dieses Buches an. Es geht um die Entwicklung, in der das ekklésiologische Denken der reformierten Kirchen vom Willen und Bemühen um die *Reform* der einen, katholischen Kirche, repräsentiert durch die Kirche des Westens, hin zu einem Bewußtsein eines eigenständigen, denominationellen, *protestantischen* Kircheseins geführt wurde. Das Buch zeichnet die einzelnen Schritte dieser Entwicklung nach. Dabei konzentriert es sich auf die reformierte Ekklésiologie vornehmlich des schweizerisch-französischen Bereichs mit einigen Ausflügen nach Holland und Großbritannien. Der Verfasser argumentiert, bei einem Minimum an – zumeist älterer – Sekundärliteratur, direkt von den Quellen her. Daß gerade auch weniger bekannte Quellen mit herangezogen werden, vermittelt viele neue und wichtige Einblicke in Aspekte und Orientierungen reformierter Theologie vom 16. bis zum 18. Jahrhundert, auf die sich das Buch beschränkt.

In den Kapiteln über Zwingli und Calvin wird deren Ekklésiologie in Grundrissen dargestellt und dabei, entsprechend der Fragestellung des Buches, das Hauptgewicht auf den Nachweis gelegt, daß sie „une ecclésiologie de relation“ vertreten haben, die die Reform der einen, katholischen Kirche und nicht eine Neugründung zum Ziele hatte. Dieser Position wird auf der einen Seite die römische Ekklésiologie (u. a. vertreten durch Eck, Sadolet, Trient, Bossuet, Perrone) mit ihrem Ausschließlichkeitsanspruch und der zunehmend alles andere absorbierenden nota der „romanité“ gegenübergestellt und auf der anderen Seite die der Wiedertäufer (u. a. Artikel von Schleithem, Bekenntnis von Dordrecht 1632, 5 Artikel der hutterischen Brüder von 1527), in der der neugeschaffenen „reinen“ Kirche eine ähnliche Exklusivität zugesprochen wird wie sie von der römischen Seite vertreten wird. Einige reformierte Theologen des 17. Jahrhunderts (u. a. Pierre du Moulin, Fr. Turretini, Pierre Jurieu), denen ein weiteres Kapitel gewidmet ist, versuchen nach Courvoisier trotz der Tatsache getrennter Kirchen an der Grundlinie der Reformatoren festzuhalten, indem sie die Kirchen als innerhalb der einen, katholischen Kirche stehend betrachten und darum auch für eine Föderation dieser Kirchen plädieren. Mit dem Aufkommen der „Gemeinschaften“ in Straßburg, dem Puritanismus in England und der sich verbreitenden Strömung des Pietismus sieht der Verfasser neue Elemente in das reformierte Kirchenverständnis eindringen (Kirchenzucht und Ordnung als Kennzeichen der Kirche, „ecclesiola in ecclesia“ als Öffnung hin auf einen doppelten Kirchenbegriff, missionarischer Impetus), durch die der Bezug zur einen, katholischen Kirche zugunsten der Hinwendung zur eigenen, reformierten Kirche (oder, wie im Puritanismus, der Kritik der reformatorischen Kirche von England) zurücktritt. Diese Tendenz hin zu einem Denominationalismus, der die Spaltung als gegeben hinnimmt, im allgemeinen der römischen Kirche wahres Kirchesein abspricht und bestenfalls an Formen der Gemeinschaft unter den Reformationskirchen interessiert ist, kommt schließlich in der „vernünftigen oder liberalen Orthodoxie“ des 17. und 18. Jahrhunderts voll zur Entfaltung. An die Stelle des ursprünglich „katholischen“ Bewußtseins war ein denominationelles, protestantisches getreten. Die sich reformiert nennenden Kirchen beriefen sich zunehmend auf ihre eigene Vergangenheit, oder was sie dafür hielten, nicht mehr auf die Kontinuität mit der einen, katholischen Kirche. Erst mit dem Aufkommen der ökumenischen Bewegung, so heißt es in der Schlußzusammenfassung, und der damit verbundenen Wiederentdeckung der Dimension der „Katholizität“, wird die reformierte Ekklésiologie neu an ihre Ursprünge verwiesen.

Courvoisiers Buch, dem im Anhang wesentliche Quellenstücke zur behandelten Thematik beigegeben sind, ist mehr als ein instruktiver theologiegeschichtlicher Querschnitt zur Entwicklung reformierter Ekklésiologie in ihren Beziehungen zur Katholischen Kirche, zur Römischen Kirche, zum Anabaptismus, Puritanismus und Pietismus und schließlich zur Aufklärung. Es ist zugleich ein Modell einer kritischen Darstellung einer zunehmenden Verengung ekklésiologischen Bewußtseins,

die sich gewiß auch im Blick auf andere christliche Konfessionen nachweisen ließe. Erst auf dem Hintergrund einer solchen Darstellung wird deutlicher erkennbar, welchen tiefgreifenden Wandel gerade hier der ökumenische Aufbruch der Kirchen bewirkt hat. Diesen Dienst leistet das Buch von Courvoisier im Blick auf reformiertes ekklesiologisches Denken in einer überzeugenden Weise.

Hannover

Günther Gaßmann

Bäumer, Remigius (Hrsg.): *Concilium Tridentinum* (= Wege der Forschung, Bd. 313), Wissenschaftliche Buchgesellschaft, Darmstadt 1979. Ladenpr. DM 86,- (für Mitglieder DM 53,-).

Im vorliegenden Band der „Wege der Forschung“ hat Remigius Bäumer bikonfessionelle kirchengeschichtliche Beiträge aus der Zeit von 1936 bis 1971 zu den Hauptproblemen der Trienter Konzilsforschung zusammengestellt. In einer einleitenden Übersicht über die Erforschung des Tridentinums bezeichnet der Hrsg. Hubert Jedins „Geschichte des Konzils von Trient“, abgeschlossen im Jahre 1975, als „Krönung der Historiographie über das Tridentinum“ (S. 39). Jedin geht davon aus, daß die Kirchenspaltung schon vor Eröffnung des Konzils eine historische Tatsache gewesen sei, welche die Wiederherstellung der kirchlichen Einheit verhindert habe, so daß es zu einer Umformung der katholischen Kirche zu einer Konfessionskirche mit klarer Definition der Kontroverslehre kommen konnte.

Die Beiträge zum II. Kapitel beschäftigen sich mit Vorgeschichte, Geschäftsordnung und Teilnehmer des Konzils. Beim Kaiser mischten sich ideelle und politische Motive, als er den Papst um Einberufung eines Konzils bat. Clemens VII. stellte jedoch die Bedingung, daß die Lutheraner sofort „von ihren Irrtümern abließen und sich anpaßten an die katholische Lebensform im Glauben und im Gehorsam gegen die heilige Mutter Kirche“. Karl V., überzeugt von der sakralen Würde des letztmals vom Papste gekrönten Kaisertums und deswegen stark interessiert an der christkatholischen Einheit des Abendlandes, war in der Frage der Türkenhilfe auf Verständigung mit den Lutheranern angewiesen. Auf dem Konzil selbst gab es trotz der lauernden Inquisition eine kleine Schar von Theologen, welche die Bedeutung der Rechtfertigungslehre Luthers erkannten. In der Anknüpfung an jenen theologischen „Untergrund“ des Konzils sieht Joseph Lortz die Möglichkeit eines ökumenischen Gesprächs in unseren Tagen. Obwohl die Protestanten nicht davon überzeugt waren, daß das Konzil allgemein, frei und christlich sei, entsandten einige protestantische Reichsstände in der zweiten Trienter Tagungsperiode Beobachter, welche zu den dort vertretenen katholischen Bischöfen aus Deutschland auf der Grundlage eines damals zu verspürenden Nationalgefühls gute Beziehungen besaßen. Obwohl dem württembergischen Theologen Brenz von Martin Brecht echte Verhandlungsbereitschaft bescheinigt wird, führte vor allem die Hinhaltetaktik des an die Instruktionen Julius' II. gebundenen Legaten Crescentius gegenüber den Protestanten zu einem Mißerfolg des Unionsversuchs, so daß sich das Konzil auf innerkirchliche Aufgaben beschränkte, um wenigstens den konfessionellen Besitzstand zu wahren. Die Weigerung, die unwiederbringlich verlorengegangene mittelalterliche Glaubenseinheit durch Glaubensfreiheit zu ersetzen, führte in der Neuzeit zu einem wahrhaft blutigen Lernprozeß der europäischen Völker, der erst endete, als der Toleranzgedanke einen ursprünglich intransigenten Konfessionalismus von den Vorzügen des Pluralismus zu überzeugen vermochte.

Im III. Kapitel werden die dogmatischen Entscheidungen des Konzils behandelt, wobei sich unterschiedliche Positionen bei der Beurteilung des kompromißhaften Rechtfertigungsdekrets und bei der Behandlung des Schriftprinzips ergeben. Daß der Papst an der Authentizität des Vulgatatextes festhielt, obwohl von humanistisch-reformatorischer Seite auf deutliche Mängel hingewiesen worden war, wird als Notbehelf erklärt, weil viele Geistliche mit dem Urtext nicht vertraut gewesen seien. Ausgesprochen kontrovers wird die Wertung, wenn bei Eduard Stakemeier die gegenreformatorische Barockkultur als religiöser Fortschritt ausgegeben und gegen den von ihm abgewerteten Calvinismus ausgespielt wird (vgl.